

# Wider den Rassismus

Philosophische Tage 2022

Lange Zeit fanden rassistische Formen der Zuordnung, Diskriminierung und Unterdrückung zu wenig Beachtung im philosophischen Diskurs. In den vergangenen 20 Jahren haben jedoch immer mehr Philosoph:innen darauf aufmerksam gemacht, dass sich der koloniale Rassismus tief in unser gegenwärtiges Denken und Handeln eingepreßt hat. Anliegen der Philosophischen Tage, die vom 24. bis zum 26.

November 2022 in der Katholischen Akademie in Bayern stattfanden, war es, die vielfältigen, teils unbewussten Formen von Rassismus in historischer sowie in systematischer Betrachtungsweise aufzudecken und kritisch zu diskutieren. Betrachtet wurden die Felder des Politischen, der Kunst, der Religion und der Bildung. Lesen Sie nachfolgend eine Auswahl der vorgetragenen Referate.

## Rassismus bleibt existenzielle Realität

Vorträge, Diskussionen und Arbeitskreise zu einem weiter aktuellen Thema von Johannes Schießl

In seiner Einführung ging Professor Michael Reder von der Hochschule für Philosophie, der die Philosophischen Tage inhaltlich verantwortet, von Alltagserfahrungen mit Rassismus aus. Zunächst denke man etwa

an den NSU-Komplex, an das Attentat von Hamm, an die *Black Lives Matter*-Bewegung in den USA oder auch die Erfahrungen mit „Racial Profiling“. Der politischen Dringlichkeit des Themas stehe aber eine Unsicherheit bei den Begrifflichkeiten gegenüber. Rassismus sei eine Form ideologischen Denkens, das Menschen nach äußerlichen Gesichtspunkten zuordne und dem demokratischen Ideal der Menschenwürde grundlegend widerspreche. Davor sei auch die Philosophie bis vor kurzem nicht gefeit gewesen.

Dem *Rassismus in klassischen Werken der philosophischen Tradition* ging Andrea Esser, Professorin für Philosophie an der Universität Jena, in ihrem Auftaktreferat (siehe [Seite 77–82](#)) vor allem am Beispiel Immanuel Kants nach. Eine Definition des

Rassismus falle nicht leicht, denn er sei ein „notwendig umstrittener Begriff“. Als Arbeitsdefinition schlug Andrea Esser vor: „Rassismus ist eine Ungleichheitsideologie. Sie zielt darauf ab, die Unterlegenheit ‚anderer‘ zu betonen.“

Dabei werde rassistische Gewalt offen, verschleiert oder subtil ausgeübt.

Es reiche nicht, die einschlägigen Stellen etwa im Werk Kants herauszufischen, vielmehr müssten sie im Werk und im zeitgenössischen Diskurs kontextualisiert werden. So schreibe Kant in seiner Schrift *Bestimmung des Begriffs einer Menschenrasse* von 1758 vom „gemeinschaftlichen Stamm“ der Rassen: „Es gibt gar keine verschiedenen Arten von Menschen.“ Demgegenüber finde sich in einer Vorlesungsnachschrift über die physische Geographie der Satz: „Die Menschheit ist in ihrer größten Vollkommenheit in der Rasse der Weißen.“ Das sei freilich ein fast wortgleiches Zitat aus einer damals gängigen Naturgeschichte. Insgesamt sei es notwendig, Fachmythen zu hinterfragen und die Probleme in den Diskurs zu bringen.



Dr. Johannes Schießl, Studienleiter an der Katholischen Akademie in Bayern

Yoko Arisaka, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Philosophie der Universität Hildesheim, beschäftigte sich in ihrem Referat mit dem Thema *Multikultureller Liberalismus und das Problem des Rassismus*. Zwar sei der biologische Rassismus obsolet, trotzdem bleibe Rassismus doch eine „existenzielle Realität“. Neben persönlichen Formen des Rassismus gebe es auch „kulturellen Rassismus“. Dazu komme ein „statistischer Rassismus“, der sich auf Kriminalitätsraten fixiere, einen „neokolonialen Rassismus“, der eine Überlegenheit des Westens betone oder auch Rassismus in „paternalistischer Abschwächung“, der sich in Redewendungen äußere wie „Die sind so herzlich“ oder „Denen muss man helfen“.

Der Liberalismus als Kultur, der die Ideale der Demokratie hochhalte und die universale Geltung der Menschenrechte vertrete, sei im Westen erfolgreich, allerdings beinhalte er nach Yoko Arisaka das „Paradox der Farbenblindheit“: „Gesetzliche Gleichheit verdeckt die reale Ungleichheit.“ Würde und Respekt seien den jeweiligen Individuen zugeschrieben, die gleichzeitig wegen ihrer Gruppenzugehörigkeit verachtet würden. Mit Charles Taylor plädierte Arisaka dafür, dass die Anerkennung des Individuums zur Anerkennung seiner Kultur führen müsse.

Daniel James, Postdoktorand am Institut für Philosophie der Universität Düsseldorf, wandte sich dem *Rassismus in globalen Kontexten* zu. Er stellte sich die Frage, inwieweit das von Charles Mills entwickelte Modell weißer Vorherrschaft auch die europäischen Extremformen des Rassismus, nämlich den Antisemitismus und den Antislawismus, erfassen könne.

James führte dazu den Begriff der „Rassifizierung“ ein, der auch nur partiell vorkommen und einem historischen Wandel unterliegen könne. Zudem plädierte er für ein intersektionales Verständnis der Rassifizierung. So könne einerseits das „Jüdischsein eines Menschen durch sein Weißsein“ unsichtbar erscheinen. Andererseits schlug James vor, den Begriff der Rassifizierung auch auf Osteuropäer zu erweitern, die einen großen Teil der in Deutschland lebenden Menschen mit Migrationshintergrund ausmachten. Zwar seien immer irgendwelche phänotypischen Unterschiede grundlegend für den Rassismus, aber es würden auch Menschen ohne phänotypische Unterschiede rassifiziert.

Michaela Ott, Professorin für Ästhetische Theorien an der Hochschule für Bildende Künste in Hamburg, behandelte den *(Anti-)Rassismus in der Kunst* (siehe [Seite 83–89](#)). Beim Rassismus gehe es nicht nur um die Trennung etwa von Schwarz und Weiß, sondern um die Diskriminierung des globalen Südens insgesamt. Das sei deutlich in den exotisierenden Südsee-Bildern der Brücke-Maler Emil Nolde und Max Pechstein zu beobachten. Ihnen gegenüber stellte Michaela Ott Künstlerinnen und Filmemacher des globalen Südens, die rassistische Unterdrückung zunehmend selbstbewusster thematisieren würden. Schwarz werde zum „polemischen Marker“ für die, denen die Vernunft aberkannt werde, zitierte sie den afrikanischen Philosophen Achille Mbembe.

Heutige Kunstproduktion verbinde oft die rassistische Diskriminierung mit dem ökologischen Raubbau. Die Entgegensetzung der Hautfarben sei angesichts zahlreicher anderer Verflechtungen nicht mehr die zentrale Kategorie. Michaela Ott schlug als neue Kategorie den Begriff der „Deviduation“ vor. Es gehe nicht mehr nur um das einzelne Individuum, vielmehr seien stets verschiedene Teilaspekte des Menschen betroffen.

Julian Prugger, Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Hochschule für Philosophie München, widmete sich der

Frage *Indigene Wissenssysteme für eine globale Klimapolitik? Über koloniale Ausschlüsse von Wissen und einen philosophischen Umgang damit*. Westliche Wissenschaftspraxis hänge eng mit kolonialen Strukturen zusammen, als Paradebeispiel könne die Klimapolitik als wissensbasierte Politikgestaltung gelten. Dabei bleibe der Westen das „epistemische Zentrum“.

Die Inklusion von indigenem Wissen werde zwar behauptet, aber nach Prugger kann eine „westlich-wissenschaftliche Perspektive indigenes Wissen nicht integrieren, ohne koloniale Machtstrukturen zu reproduzieren“. Besonders die Binarität sei Produkt ei-

nes kolonialen „Othering“-Prozesses, in dem eine weiße Wissenspraxis durch Differenz-Setzungen universalisiert werde. Das führe zu „epistemischer Gewalt“. Freilich reiche die Selbstkritik nicht aus: „Wissen(schafts)basierte Klimapolitik muss Klimawandel und Kolonialismus zusammendenken.“ Indigenes Wissen sei etwa gekennzeichnet durch Relationalität und Lokalität. Das könne Proteste motivieren, inspirieren und zu einer veränderten Praxis führen.

Maria do Mar Castro Varela, Professorin für Soziale Arbeit und Allgemeine Pädagogik an der Alice-Salomon-Hochschule Berlin, beschäftigte sich im abschließenden Vortrag mit dem *Verhältnis von Bildung und Rassismus*. Schon für Theodor W. Adorno sei nach den Gräueln des Nationalsozialismus die „Entbarbarisierung“ eines der wichtigsten Erziehungsziele gewesen. Mit der indischen Denkerin Gayatri Chakravorty Spivak sei die „epistemische Gewalt“ als Dreh- und Angelpunkt bei der Betrachtung imperialer Herrschafts- und Machtstrukturen zu sehen.

Alle Denker des Westens stünden in der humanistischen Tradition, „allein schon deswegen müssen wir uns mit ihr beschäftigen“. Oder wie Adorno und Max Horkheimer es formuliert haben: „Die Kritik an der Aufklärung sollte als der Versuch gewertet werden, einen positiven Begriff von ihr vorzubereiten.“ Dazu empfahl Castro Varela drei Strategien: ein kontrapunktisches Denken, eine affirmative Sabotage, die nicht zerstöre, sondern rette, und ein Verlernen von Gewohntem, was freilich nicht mit Denkfaulheit verwechselt werden dürfe.

Abgerundet wurden die Philosophischen Tage durch Arbeitskreise, die von konkreten Texten ausgingen, und einer abendlichen Exkursion ins Münchner Museum Fünf Kontinente, wo dessen stellvertretende Direktorin Hilke Thode-Arora durch die von ihr geleitete Ozeanien-Sammlung führte, und kenntnisreich auf die keineswegs trivialen Probleme der Provenienz-Forschung hinwies. ■

---

**Der Liberalismus als Kultur, der die Ideale der Demokratie hochhält und die universale Geltung der Menschenrechte vertritt, ist im Westen erfolgreich, allerdings beinhaltet er nach Yoko Arisaka das „Paradox der Farbenblindheit“: „Gesetzliche Gleichheit verdeckt die reale Ungleichheit.“**

---